

## MONTAG, 16.02.15 ROSEN-MONTAG

Von dem Dichter Rainer-Maria Rilke wird folgende Geschichte erzählt: Rilke war in Paris und traf dort des Öfteren eine Bettlerin. Anstelle von Geld hat er der Frau eines Tages eine Rose geschenkt. Die Bettlerin, die sonst jeden Tag an ihrem angestammten Platz um Almosen gebeten hat, ist daraufhin eine Woche nicht mehr zu sehen gewesen. Als sie an ihren Stammplatz zurückkehrt ist, hat Rilke sie gefragt wovon sie denn in dieser Woche gelebt habe, sie habe doch kein Geld von den Passanten bekommen. Die Antwort der Frau soll gelautet haben: „Von der Rose.“

Diese Geschichte klingt fast zu schön, um wahr zu sein. Aber ob nun wahre Begebenheit oder schöne Anekdote – sie zeigt anschaulich, dass Menschen mehr zum Leben brauchen als Geld und Nahrung. Und deshalb passt sie so gut zum Rosenmontag heute.

Menschen brauchen Freude, Lachen, Gemeinschaft.

Ich selbst bin kein großer Freund des organisierten Karnevals. Aber jetzt in den tollen Tagen erleben viele Menschen etwas, das der Seele gut tut: Freunde treffen, von Herzen lachen, Quatsch machen, in andere Rollen schlüpfen, Bonbons an Kinder verteilen, bis zur Erschöpfung tanzen und so richtig auf die Pauke hauen – oder auf die Sambatrommel.

„Kurz und Gut“, 16. – 21.02.2015 (8. KW), Dorothee Michels-Uroić,  
Gemeindereferentin in Bremen

Das kann befreien und Kraft geben für den Alltag, davon kann man eine Zeitlang zehren, denn „der Mensch lebt nicht vom Brot allein“, sagte schon Jesus.

Karnevalsmuffel brauchen nur noch ein bisschen Geduld, denn am Aschermittwoch ist ja alles wieder vorbei.

Richtig rosige Momente wünsche ich aber erst einmal allen, die jetzt Fasching, Fastnacht oder Karneval feiern! Ahoi! Helau! oder Alaaf!

DIENSTAG, 17.02.15 THINK PINK!

So viele Fische! Überwältigt stehe ich zum ersten Mal vor dem Aquarium in Hagenbecks Tierpark. Die Vielfalt der Tropenfische und Korallen ergibt ein buntes Bild, das ständig in Bewegung ist und nie langweilig wird. Ich setze mich neben andere Besucher auf die bequeme Bank und kann meinen Blick nicht abwenden. „Guck mal, ein pinker!“ Ich gucke. Das Kind hat Recht. Ein pinkfarbener Fisch. Ein einziger. Alle übrigen Arten sind duzendfach vertreten, manche in kleinen Schwärmen. Sie sind nicht zu zählen. Selbst von den etwas größeren Kugelfischen könnte ich nicht sagen, ob es nun fünf oder fünfzehn Exemplare im Becken gibt. Aber nur ein pinkfarbener, der meine Aufmerksamkeit immer mal wieder auf sich zieht, während ich vor dem Aquarium verweile.

Aber ich muss ja nicht gleich einen Ausflug in den Zoo machen, um die Vielfalt der Welt wahrnehmen zu können. Heute kann ich zumindest im Fernsehen noch die bunten Kostüme der Narren bestaunen, die in Süddeutschland Fasnacht feiern.

Eine Tasse Kaffee auf dem Marktplatz, auf dem ich meine Blicke schweifen lasse, erfüllt diesen Zweck aber auch: die Stadt ist bunt, bunt wie die Schöpfung. Es ist viel los. Da sind Stimmen, Musik, geschäftiges Treiben. Manche Menschen stechen aus der Masse heraus, andere kommen mir eher wie Schwärme vor.

Ich kann mich selbst treiben lassen in dem Gewühl, untertauchen im Strom der Passanten. Das fühlt sich manchmal ganz gut an, sehr lebendig, so zwischen den ganzen anderen Menschen.

An mir ist wohl nichts Auffälliges, nichts, das mich optisch grundlegend von allen anderen Menschen unterscheiden würde. Da denke ich mit den Worten des Psalmbeters schon mal: „Gott, was ist der Mensch, dass du an ihn denkst?“ Ich bin kein pinker Fisch. Aber das macht mir nichts aus, ich fühle mich nicht verloren. Oder noch einmal in den Worten des Psalmbeters: „Du hast den Menschen nur wenig geringer gemacht als Gott, hast ihn mit Ehre und Herrlichkeit gekrönt.“ Das klingt natürlich herausragend, ziemlich auffällig. Ich weiß ganz sicher, dass da einer ist, der mich auf den ersten Blick sieht. Und nicht nur mich, jeden einzelnen Menschen. Innerlich sind wir quasi alle pink.

## MITTWOCH, 18.02.15 ASCHERMITTWOCH

Heute wird es vor vielen katholischen Kirchen wieder ähnliche Szenen geben: nach dem Gottesdienst kommen die Leute aus der Kirche. Die einen werden erhobenen Hauptes nach Hause gehen, die anderen verstohlen mit dem Handrücken über die Stirn wischen. Denn heute ist Aschermittwoch. Der Beginn der Vorbereitungszeit auf Ostern wird in den katholischen Gottesdiensten auch dadurch fühl- und sichtbar, dass mit Asche ein Kreuz auf die Stirn gezeichnet wird. Schon als Schülerin stand ich dann vor demselben Dilemma wie heute: abwischen oder dranlassen?

Der Besuch des Schulgottesdienstes war auf meiner Schule in Nordrhein-Westfalen freiwillig, wer nicht ging, konnte ein Stunde länger schlafen. Wer ging, kam meist auch noch zu spät zur zweiten Stunde – und hatte die Blicke der ganzen Klasse und manchmal auch einen blöden Kommentar des Lehrers sicher: „Oh, da kommen die ganz Frommen!“ – das Aschekreuz ließ daran keinen Zweifel.

Als Schülerin habe ich das Kreuz meist bewusst auf der Stirn gelassen, weil ich nicht einsah, dass mir mein Glaube peinlich sein sollte. Heute wische ich es nach dem Gottesdienst doch manchmal ab. Denn mir klingen die Worte Jesu aus dem Evangelium im Ohr: „Wenn ihr fastet, dann tut es im Verborgenen, denn euer Vater im Himmel sieht auch das Verborgene. Macht es nicht wie die Heuchler, die wollen, dass jeder sieht, wie sie fasten.“

Diese Mahnung Jesu lässt mich nicht kalt. Zu oft habe ich mich in den letzten Jahren mitreißen lassen, wenn andere ihre Fastenvorsätze miteinander verglichen: keine Süßigkeiten, kein Alkohol, jeden Tag Sport anstelle des Fernsehfilms – da waren ambitionierte Vorsätze dabei. Aber es artete auch ein bisschen in einen Wettkampf aus: Fasten als Kräftemessen in Selbstdisziplin.

„Näher mein Gott zu dir, näher zu dir“ lautet ein Choral aus dem 19. Jahrhundert. Das ist es, wohin das Fasten mich führen will: näher zu Gott. Nicht, um mir selbst etwas zu beweisen, nicht, um den inneren Schweinehund zu zähmen, nicht, um noch besser verzichten zu können als der Nachbar will ich in die Fastenzeit gehen. Beim Fasten muss ich mich fragen, was mich von Gott fernhält – und das dann verändern. Wenn das außer Gott und mir selbst niemand merkt, ist das nicht schlimm.

Ob das Aschekreuz dann auf meiner Stirn zu sehen ist, ist nicht so wichtig. Ob es mich wieder näher zu Gott bringt, das ist entscheidend.

## DONNERSTAG, 19.02.15: SIEBEN WOCHEN OHNE

Jetzt hat sie begonnen, die Fastenzeit, die 40tägige Vorbereitung auf Ostern. An Angeboten und Vorschlägen mangelt es nicht, wie ich diese Zeit gestalten kann. Die Kirchen rufen dazu auf, sich auf das Wesentliche zu besinnen und Gott so näher zu kommen. Der Verzicht auf Alkohol oder Süßigkeiten kann sinnvoll sein, wenn die Genussmittel zur schlechten Angewohnheit werden, die mein Leben mitbestimmt. Es gibt Gebetsgruppen, Fastenkurse und Solidaritätsaktionen für Bedürftige.

Die Fastenaktion „Sieben Wochen ohne“ sticht aus all diesen Angeboten heraus. Sie ruft auch zum Verzicht auf, aber nicht auf Gaumenfreuden oder andere Genüsse. „Sieben Wochen ohne runtermachen“ lautet das Motto.

Ob das nötig ist? Ich fürchte, ja. Selten wurden Menschen so hart nach ihrem Äußeren oder ihrem Nutzen beurteilt wie heute. Der nächste Superstar, das nächste Topmodel und potentielle Ehepartner werden im Fernsehen gecastet und ich kann mir anschauen, wie die Kandidaten bewertet, runtergeputzt und abgeurteilt werden. Diese Sendungen sind vielleicht nicht Ursache, aber sicher ein Symptom dafür, dass das schnelle Be- und Verurteilen anderer Menschen – und nicht nur unter vier Augen, sondern öffentlich – Teil unserer Alltagskultur geworden ist.

So hart wie mit anderen gehe ich auch mit mir selbst um: das kann ich nicht gut genug, das ist nicht schön genug. Mit Urteilen ist man schnell bei der Hand.

Sieben Wochen ohne? Sieben Wochen lang erstmal wahrnehmen und dann das Gute suchen, geht das? Sieben Wochen lang anderen und mir selbst freundlich begegnen?

Guiseppe Roncalli, der spätere Papst Johannes XXIII., hat eine Art Gebet hinterlassen, einige gute Vorsätze. Sie alle beginnen mit den Worten „nur für heute will ich versuchen...“.

Sieben Wochen ohne Runtermachen? Das ist eine große Herausforderung, aber die Aussicht, mal wieder das Schöne und Gute an anderen und mir selbst wahrzunehmen, motiviert mich. Ich versuche es, erst mal nur für heute.



## FREITAG, **20.2.15: MUT IST ...**

„Mut ist zu bleiben. Auch wenn die Schlagzeilen verschwinden“. Dieser Schriftzug ist seit einigen Jahren immer mal wieder auf Werbeflächen zu lesen. Das katholische Hilfswerk Misereor weist damit darauf hin, dass es seine Projekte in Krisengebieten fortsetzt, auch wenn eine Katastrophe oder ihre Folgen nach ein paar Wochen keine Meldung mehr in den Nachrichten sind.

Die Spendenbereitschaft in Deutschland ist hoch. Die Hilfe wird deshalb auch auf den Philippinen bei den Opfern des Taifuns weitergehen, wenn neue Schlagzeilen die Zeitungen in diesen Tagen bestimmen. Mut ist, dranzubleiben.

Mut ist aber auch, persönlich zu werden. Ein paar Euro für den guten Zweck sind schnell gespendet, danach aber auch schnell vergessen. Aber was passiert, wenn ich plötzlich nicht mehr für «den guten Zweck» spende, sondern konkrete Geschichten von Menschen kenne?

Heute bekommt die Miseroer-Aktion für mich ein Gesicht: Bischof Crispin Varquez von den Philippinen ist in Bremen.

Er wird die diesjährige Fastenaktion des großen katholischen Hilfswerks Misereor in Deutschland miteröffnen.

Wie empfängt man einen Gast aus den Philippinen, wo Jahr für Jahr Taifune auf die Küsten treffen? Wo die Wirtschaft nur langsam wächst und viele Landwirte und Fischer abhängig sind von großen Konzernen, die ihnen kaum das Nötigste zum Leben lassen?

Ein bisschen Herzklopfen habe ich. Was wird er zu berichten haben vom Leben in seiner Kirche, und davon, wie man Christ ist auf den Philippinen? Und wie nah kommen dann die Geschichten an mich heran? Denn wenn ich einen Menschen erst einmal kennengelernt habe, fällt es mir nicht mehr so leicht, nach den nächsten Katastrophenmeldungen aus seiner Heimat wieder umzuschalten. Es wird mich berühren – und eventuell in irgendeiner Form dazu bringen, selbst zu handeln. Das könnte unbequem werden.

Diese Erfahrung machen vielleicht auch die Schülerinnen und Schüler der katholischen St.-Johannis-Schule, die heute Vormittag Gelegenheit haben, Bischof Varquez zu interviewen. Bei einem Kaffeetrinken spricht er am Nachmittag mit engagierten Ehrenamtlichen. Um 18 Uhr wird Bischof Varquez in der Bremer Propsteikirche St. Johann einen Gottesdienst feiern. Eine philippinische Musikgruppe, deren Mitglieder in Bremen und um zu leben, wird auch zu hören sein. Anschließend kann man im Atrium Kirche noch miteinander ins Gespräch kommen. Wer ein bisschen Mut hat, heute »dem guten Zweck« ein Gesicht zu geben, ist herzlich willkommen.

## SAMSTAG, 21.02.15: UNESCO-WELTTAG DER MUTTERSPRACHE

„Das verschlägt mir die Sprache“, ein Ausruf, den ich manchmal nur noch denken kann, wenn ich wirklich sprachlos bin: vor Schreck, vor Erstaunen.

Sprache ist allgegenwärtig, umgibt mich: geschrieben, gesprochen und gesungen. Und doch wirkt sie nicht auf alle gleich. Manch einer verrät durch seinen Dialekt seine genaue Herkunft. Und was dem einen daran merkwürdig vorkommt, klingt in den Ohren eines anderen wunderbar vertraut. Sprache schafft Heimat.

Die UNESCO hat den 21. Februar zum Welttag der Muttersprache erklärt. Über 6000 Sprachen soll es auf der Welt geben, viele davon sind vom Aussterben bedroht, weil sie nicht schriftlich festzuhalten sind und nicht mehr an Kinder weitergegeben werden. Manche Sprachen verschwinden fast, weil die Herrscher eines Landes einer ethnischen Minderheit verbieten, ihre Muttersprache zu pflegen. Einem Menschen die Sprache zu verbieten, erscheint für mich unvorstellbar grausam, denn es verbietet gleichsam das Denken.

Wenn ich im Urlaub bin, bin ich froh, wenn ich in der Landessprache zumindest „Bitte“ und „danke“ sagen kann. Sich nicht verständlich machen zu können, erzeugt Hilflosigkeit. Nach den Ferien dann wieder nach Hause zu kommen, ist immer etwas merkwürdig: wenn ich an der Tankstelle plötzlich wieder verstehe, was die Leute um mich herum miteinander reden. Ich gehöre wieder dazu, bin nicht mehr außen vor.

Es dauert lange, bis man sich wirklich gut in einer neuen Sprache ausdrücken zu kann und nicht nur Alltagsgespräche, sondern auch über ganz Persönliches reden kann. Aber oft sind es ganz bestimmte Begriffe, die sich kaum in eine andere Sprache oder auch nur vom Platt- ins Hochdeutsche übersetzen lassen.

In Bremens Kirchen ist genau deshalb nicht nur Deutsch zu hören. Gottesdienste werden in vielen Sprachen gefeiert. Auf Spanisch, Aramäisch, Kroatisch, Eritreisch und natürlich Vietnamesisch und vielen anderen Sprachen wird gesungen, gebetet und aus der Bibel gelesen. Viele Menschen, deren Muttersprache nicht Deutsch ist, fühlen sich wohl in Bremen und haben hier eine Heimat gefunden, auch in den christlichen Gemeinden. Trotzdem in der eigenen Muttersprache beten und singen zu können, ist für viele eine große Wohltat, weil die Muttersprache durch nichts zu ersetzen ist.

In der Bibel heißt es von Gott, er habe jeden Menschen bei seinem Namen gerufen. Ich bin sicher, er ruft jeden in seiner Muttersprache.